

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **10 (1888)**

Heft 10

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauen-Zeitung.

Behnter Jahrgang.

Organ für die Interessen der Frauenwelt.



Blätter für den häuslichen Kreis.

Abonnement:
Bei Franko-Zustellung per Post:
Jährlich Fr. 6. —
Halbjährlich „ 3. —
Ausland franko per Jahr „ 8. 30

Alle Postämter & Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Korrespondenzen
und Beiträge in den Text sind an die Redaktion zu adressiren.

Redaktion:
Frau Elise Honegger in St. Fiden.
Telephon in der Stadt:
in der
M. värtin'schen Buchdruckerei beim Theater.

Insertionspreis:
20 Centimes per einfache Petitzeile.
Jahres-Annoncen mit Rabatt.

Insertate
beliebe man franko an die Expedition einzusenden.

Ausgabe:
Die „Schweizer Frauen-Zeitung“ erscheint auf jeden Sonntag.

Alle Zahlungen
sind ausschließlich an die M. Kälin'sche Buchdruckerei in St. Gallen zu entrichten.

St. Gallen

Motto: Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!

Sonntag, 4. März.

Leuzgestürm.

Nun brausen durch's starre Geäst zur Nacht
Die Frühlingsstürme mit Macht, mit
Macht!

Und wirbeln und focken ob Land und See
Blaublümleins letztes Herzensweh:
Märzenschnee!

Ein Stündlein noch, ach, ein Stündlein nur
Schlaf, stummer Wald, schlaf, starrende Flur!
Dann dürft ihr in Osterwonne erglüh'n!
Dann darfst du erseh'n und blühen und blüh'n:
Junges Grün!

Ein Stündlein nur, und wie Märzenschnee
Stäubt, wild Gemüth, dein geheimstes Weh,
Davon nur Gott im Himmel weiß!
Und es prangt deines Hoffens erstorben Reis:
Blüthenweiß!

Alfred Formen.

Weibliche Fortbildung.

Es ist noch nicht so gar lange her, daß man ganz allgemein der Ansicht war, es sei das Mädchen mit Absolvierung der Alltagschule unterrichtet genug zur Erfüllung seiner Lebensaufgabe. Wollte Einer damals noch etwas Besonderes gethan wissen, so pflanzte man auf die Alltagschule ein Jahr Aufenthalt in der französischen Schweiz. Dieser letzteren Reisläuferei, die so recht gedankenlos betrieben wurde und welche je länger je mehr auch von den unbemittelten Klassen nachgeahmt wurde und deren schlimme Folgen im gesellschaftlichen und häuslichen Leben sich sehr empfindlich bemerkbar machten, stellten sich indeß nach und nach einzelne gewichtige Stimmen entgegen. Erst leise, dann laut und immer lauter, bis auch die Oeffentlichkeit sich mit der Frage befaßte und die Erkenntniß zum Durchbruch kam, daß diese Art von Fortbildung für unsere weibliche Jugend nicht taugte und durch etwas Anderes ersetzt werden müsse.

So stellte Herr Seminarvikar Gunzinger am Schweizerischen Lehrertag in Solothurn (August 1880) den Grundsatz auf: Es soll die allgemeine, obligatorische Fortbildungsschule auch auf die Mädchen ausgedehnt werden, weil das Mädchen ebenfalls ein

Anrecht habe auf vollständige Erziehung. Nach Hrn. Gunzinger's Ausführungen soll die Mädchenfortbildungsschule für alle der Primarschule entlassenen Mädchen während zwei Jahren, also bis zum zurückgelegten 17. Altersjahr, obligatorisch sein. Sie soll naturgemäß eine Ausgestaltung der Mädchenarbeitschule sein, soll nur während des Winters bestehen und wöchentlich einen halben Tag (3 Stunden) in Anspruch nehmen. Der Unterricht soll das Mädchen für eine rationelle Führung des Hauswesens befähigen, gleichzeitig aber seine allgemeine Bildung vermehren und die Schulfertigkeiten fortführen.

Das war richtiger, gesunder Boden, auf dem das Fundament der weiblichen Fortbildung hätte erstellt werden sollen. Wäre dieser Grundriß damals als Thatsache überall zur Ausführung gebracht worden, so dürften wir jetzt, nach 8 Jahren, mit Befriedigung und Genugthuung auf diesen Zeitabschnitt zurückblicken und wir dürften uns heute schon der süßen Früchte dieser Errungenschaft freuen.

Es muß zwar gesagt werden, daß die staatlichen Leistungen für das Erziehungswesen ganz enorme geworden sind und daß auch speziell dem weiblichen Geschlecht in unserem Vaterlande alle Thüren geöffnet sind, zu denen man eingehen muß, um höhere und höchste Berufsbildung sich anzueignen. Doch könnte weder die Eröffnung von speziell weiblichen Gymnasien und Universitäten, noch von Kunst- und Gewerbeschulen uns so sehr mit Befriedigung erfüllen, als die obligatorische Fortbildungsschule im Sinne von Seminarvikar Gunzinger es thun würde; denn diese letztere dient in erster Linie dem Volke, auf dessen Tüchtigkeit der Staat ja doch beruht. Die Fortbildungsschule kommt auch dem ärmsten und unbedeutendsten Mädchen zu Gute; sie veredelt die Familie, arbeitet für die Häuslichkeit und fördert so den Staat.

Die Hochschulen dagegen dienen den Ausnahmen, den Hervorragenden unter dem weiblichen Geschlecht, und wo sie gar die Mittelmäßigkeit in ihre Lehrsäle winken, da ist die Wohlthat und der Nutzen dieser Fortbildung fast mehr als in Frage gestellt. Ja, wir sind sogar der bestimmten Meinung, es sollte für die Hochschul- und Fachbildung des weiblichen Geschlechtes nichts mehr weiter zu thun erlaubt sein, bis dem eigentlichen Volk sein Recht geworden. Zuerst soll doch ein Jedes sein nothwendiges tägliches Stück Brod haben, bevor man sich abmüht, einige Wenige mit Kuchen zu versorgen.

Die schon längst angepöbelte staatliche Haushaltungsschule bleibt — so gut die Idee auch aufgenommen wurde — doch noch lange ein frommer Wunsch und von Wünschen kann man sich bekanntlich nicht nähren. Die obligatorische Mädchenfortbildungsschule aber kann ohne besondere Schwierigkeiten ohne Säumen eingeführt werden.

Ja, es liegt sogar in der Natur der Sache, daß der Schwerpunkt der Schule den Fortbildungsklassen eingeräumt werde.

Jetzt ist die Primarschule in der Weise überladen, daß sie zu rasch fortschreiten muß und zu wenig vertiefen kann.

Ein jeder Einsichtige, der der Wahrheit die Ehre geben will, wird zugeben müssen, daß der eigentliche gesunde Vertrieb den Menschen erst dann erfährt, wenn ihm in früher Jugend nicht zu viel geboten wurde und wenn die praktische Thätigkeit ihm zeigt, daß ihm Dies und Jenes zu wissen nöthig ist.

Wenn sie ihren hohen Zweck richtig und ganz erfüllen soll, so darf aber die Fortbildungsschule nicht bloß als Anhängel der Volksschule betrachtet werden, dem als Stiefkind ausschließlich die unbedeutenderen Lehrkräfte zugetheilt werden. Nein, sie bedarf im Gegentheil der begabtesten, berufensten und trefflichsten Lehrer, sie bedarf warmschlagender Herzen und reiner, anziehender Charaktere, um lebend, erziehend und begeisternd als treffliche Vorbilder auf die in voller Entwicklung stehende Jugend einzuwirken.

Die Fortbildungsschule, die dem Mädchen Zeit läßt zur praktischen Thätigkeit und zur körperlichen Entwicklung in dem Alter, wo dies am allermeisten geboten ist, wäre schon deshalb eine unschätzbare Wohlthat, die nicht hoch genug taxirt werden kann.

Ein ganz vorzügliches Bild dessen, was die weibliche Fortbildungsschule sein will und sein soll, bietet nun das in letzter Nummer mit so lebhaftem Vergnügen angezeigte neue Lehrmittel für diesen Unterrichtsweig: „Die Fortbildungsschülerin“. Im Anschluß an die in der Primarschule erworbenen Kenntnisse wird da die Kunst des Rechnens, des Briefschreibens und der Handarbeiten weiter gefördert, und zwar in so früher, Geist und Gemüth fesselnder Weise, daß das Weiterlernen zur wahren Lust werden muß. Da wird nicht in trockenem Lehrstil unterrichtet, sondern die Schülerin findet sich mit Vergnügen auf einer höheren Stufe mit freierem Ausblick. Sie findet ihre praktische Thätigkeit klar beleuchtet, sachlich behandelt und in idealem Lichte dar-

gestellt. Kein Gebiet ist vergessen und ein jedes derselben ist mit großer Sachkenntnis und Liebe behandelt.

Das Lehrmittel für die weibliche Fortbildungsschule ist nun vorhanden, möchten nun auch dementsprechend die Schulen geschaffen werden, um dasselbe in Gebrauch zu ziehen.

Nu seiner Fortbildung arbeiten soll aber ein jedes Mädchen, auch wenn es die Schule nicht besuchen kann, und dazu leistet die kleine „Fortbildungsschülerin“ entschieden die allerbesten Dienste als Lehrmittel zum Selbstunterricht. Schlicht und klar geschrieben, ganz den Bedürfnissen und dem Verständnis des Alters von 15—17 Jahren angepaßt, ist das Lehrmittel mit Zug und Recht eine Volksschrift im wahren Sinne des Wortes zu nennen, eine passende Lektüre auch für alle diejenigen Frauen, die schmerzlich empfinden, daß sie es nötig haben, einen früher mangelhaften Schulunterricht wieder aufzufrischen und zu ergänzen.

So möge denn das treffliche Lehrmittel nicht allzu lange auf das Institut der Schule warten müssen, so daß Eines an der Hand des Andern segensreich wirken könne.

Die obligatorische, weibliche Fortbildungsschule, in der Hand tüchtiger Lehrkräfte, ist dazu berufen, den Sinn der heranwachsenden jungen Mädchen unvermerkt in die soliden, tugendhaften Bahnen häuslichen Lebens und Wirkens zu lenken; sie verdient daher die Sympathie und Unterstützung aller Gutsdenkenden. Möge sie bald überall verwirklicht werden!

Husten und Katarrh.

Von einem Arzte.

Die Zeit ist wieder da, wo so Manche an Erkältungen leiden. Kaum ein Haus wird man betreten können, ohne irgend ein Familienglied zu hören, das mit Katarrh und Husten behaftet ist. Viele klagen sogar, daß sie das Uebel den ganzen Winter nie los bekommen; sobald das Wetter kühler wird, geht jenes ein und hält mit geringen Schwankungen an, bis die mildere Frühlingssonne wieder in's Land scheint. Dieser lästige Winterhusten veranlaßt sogar Manche, auszuwandern und erst mit den ersten Schwalben wieder heimzukehren.

Wenn wir den Ursachen von Katarrh und Husten nachforschen, so finden wir sie stets in unreiner und verdorbener Luft. Um dies zu vermeiden, laßt uns einmal die Gewohnheiten unserer oberen und mittleren Klassen im Sommer und im Winter vergleichen.

Während des Sommers sind die Fenster in ihren Wohnräumen meist von Morgens früh bis Abends spät zum Theil offen und während der heißesten Zeit schlafen sie sogar bei theilweise offenen Fenstern. Sie gehen spazieren und fahren aus in offenen Chaisen. Das Mittag- oder Abendessen wird häufig im Freien servirt und man bleibt Abends im Garten oder in einem offenen Sommerhause, bis die Nachfrische Einen ins Haus treibt. Bewegungsspiele, Kubepartien etc. sind in vollem Schwunge und wer immer loskommen kann, betheilt sich daran. So im Sommer.

Im Winter aber werden die Fenster geschlossen und zudem Vorfenster eingehängt. Hier und da werden letztere festgeschraubt und alle Ritze und Spalten sorgfältig verstopft oder verklebt. Die Zimmer erhalten keine andere Lüftung, als wenn die Hausbewohner von Raum zu Raum gehen. Im Schlafzimmer wird das Fenster immer verschlossen gehalten und Nachts brennt darin ein Nachtlücht oder eine Lampe. Die Leute gehen selten aus und verschaffen sich wenig Bewegung; ihr weitester Gang führt sie zur Kirche oder in's Konzert. Nur die jüngern Familienglieder vergnügen sich mit Schlitten oder Schlittschuhlaufen. Beim Ausfahren bleiben die Kutschfenster dicht geschlossen, so daß es fast besser gewesen wäre, daheim zu bleiben. Abends sammeln sich alle Hausgenossen in einem Zimmer, wo mehrere Lampen oder Gaslichter brennen, dazu kommen wohl auch noch ein paar Gäste — Alles, nur keine Lüftung. Wenn die Leute zu Bette gehen, so gehen sie einfach aus einem verschlossenen Raum in einen andern. So verstreicht der Winter.

Es ist gar nichts Anderes, als die schlechte, verdorbene, mit schädlichen Ausdünstungen erfüllte Luft, welche in den meisten Fällen Katarrh und Husten verursacht. Leute, welche darauf sehen, daß sie immer möglichst reine Luft einathmen, leiden sehr selten an Erkältungen. Ich habe Personen in den Stand gesetzt, den strengsten Winter ohne eine Spur von Katarrh und Husten durchzumachen, und zwar ohne irgend ein anderes Mittel anzuwenden, als frische Luft. Ich selbst erkalte mich äußerst selten, weil Winter, wie Sommer, jahraus, jahrein, sei es kalt, feucht oder neblig, im Wohn- und im Schlafzimmer die Fenster offen halte. Wenn ich mich erkalte, so geschieht es nur, weil ich ein paar Stunden lang schlechte Luft atmen mußte. Ein heißes, ungelüftetes Zimmer oder Haus trägt mir allemal einen Katarrh ein, nie aber die reine, kalte Luft. Ich kann auf das Zeugniß von Tausenden von Familien hinweisen, welche von diesem Uebel fast vollständig verschont geblieben sind, seit sie die Methode des Fensteröffnens angenommen haben.

Katarrh ist aber nicht nur langweilig und lästig an sich, sondern es können sich ganz ernsthafte Krankheiten daraus entwickeln. Wenn der Organismus ohnehin schon angegriffen und aus der Ordnung ist, so genügt oft eine Erkältung, um den Beginn der Schwindsucht zu veranlassen, sofern nicht besondere Vorichtsmaßregeln ergriffen werden. Alle uniere Athmungsleiden: Erkältung des Kopfes, Nasenkatarrh, Nasenpolyp, Schluckweh, Kränke, Verlust der Stimme, Lungenkatarrh, Brustfellentzündung, Kongestion, Lungenentzündung und Schwindel — stammen vom Einathmen verdorbener Luft!

Und nun die Kur! Das Mittel, alle diese Krankheiten zu verhüten und zu heilen, besteht darin, daß man immer und überall möglichst reine Luft einathmet. Lange nicht alle Leute verstehen es übrigens, ordentlich zu atmen. Den natürlichen Athmungsweg bildet die Nase! Ihre äußern Oeffnungen sind mit feinen Härchen versehen, welche Staub und Insekten abhalten; die Innenfläche aber scheidet beständig einen Schleim aus, der die vorbeistreichende Luft erwärmt und auch Staub und schädliche Keime verbindet, in die Lungen zu gelangen. Der Katarrh entsteht, weil die verdorbene Luft die Nasenschleimhaut reizt; diese Reizung bewirkt die vermehrte Schleimabsonderung. Einen Katarrh aber, der einmal vorhanden, den können wir nicht heilen, wir müssen ihn sich überlassen, bis er von selbst heilt. Zuweilen dauert er nur ein paar Stunden, manchmal nur ein bis zwei Tage, meistens jedoch nicht bis zehn Tage. Kommt eine neue „Erkältung“ (d. h. Wirkung verdorbener Luft) hinzu, ehe die frühere geheilt ist u. s. w., so reden wir von einem chronischen Katarrh.

Wenn wir Husten oder Katarrh haben, so müssen wir jene Bedingungen herstellen, unter denen die Selbstheilung am raschesten von statten geht. Dazu gehört einfache, reizlose Nahrung. Ein Katarrh braucht nicht ausgehungert zu werden, aber Diät fördert seine Heilung wesentlich. Ferner gehört dazu tägliche Bewegung in der freien Luft und das Offenhalten der Fenster, wenigstens etwelchermaßen. Gut ist auch eine tägliche lauwarme Waschung mit Abreiben. Medicinen werden am besten gänzlich vermieden. Wen der Husten zu sehr peinigt, der saugt mit Vortheil den Saft einer Zujubine oder Orange. Opium oder stillende Hustenmixturen richten oft Unheil an, ohne den Husten im geringsten zu heilen. Der Husten ist übrigens insofern vom Guten, als ohne ihn unsere Athmungswege mit Schleim verstopft würden und wir so ersticken müßten. Dampfschleim vor dem Zubettegehen, heiße Bettlaken, Wachholderbranntwein mit Wasser, süßer Salpetergeist etc. sind barbarische Mittel und völlig nutzlos. Sorgsame Lebensweise und das Uebel sich selbst überlassen: das ist die beste Behandlung. Leider haben dabei die Patienten nicht viel zu thun, wie bei der üblichen Behandlung mit Medicinen; allein die Erlolge der natürlichen Heilmethode sind nichtsdestoweniger überraschend und befriedigend.

Ich hoffe, meine Leser werden sich in Zukunft nicht mehr mit den hundert und ein Katarrh- und Hustenmitteln abquälen, sondern einfach biät leben und das Uebel — herauslassen. Empfehlenswerther

wäre es, dem Uebel dadurch vorzubeugen, daß man in allen Zimmern stets die Fenster ein wenig offen läßt. Ein Loth Verhütung ist besser, als ein Pfund Heilung. Diejenigen Familien, in denen die Schwindsucht ein oder mehrere Opfer gesichert hat, müssen es sich zur Regel machen, immer durch die Nase und immer möglichst reine Luft einzuathmen, und sie dürfen versichert sein, daß sie ferner von dieser Krankheit verschont bleiben.

Des Kindes Schutzengel.

Keinen schöneren Triumph, ein beglückenderes Gefühl gibt es für die Mutter nicht, als wenn sie stille Zeugin sein kann, wie ihr Kind im Kampfe mit seinen Feindern Sieger wird. Still beobachtend liebt sie auf dem bekümmerten Antlitze ihres Kindes die auf- und niederwogenden Gedanken. Sie versenkt sich in sein Empfinden, und wenn der innige, glühende Wunsch einer liebenden Seele Gebet ist, so ist der Sieg des Guten das Werk der zwingenden Mutterbitte.

Je edler, reiner und pflichtbewußter das Mutterherz, um so gewaltiger und unwiderstehlicher ist seine Kraft und sein magnetischer Einfluß auf die Kinderseele.

Ihr glaubt wohl, es sei die Erinnerung an's Mutterwort, was in der Fremde den Sohn oder die Tochter auf dem rechten Pfade erhält; o glaubt es nicht: es ist der unmittelbare Einfluß des Mutterherzens allein, das ahnungsvoll zur Stelle ist, wenn dem geliebten Kinde von innen oder von außen Gefahr droht.

Man sagt, die Schlange bezauere mit ihrem Blicke das arme Thier, das vom schleichenden Reptil sich zum Opfer ansersehen worden. So bezauert, ungehindert von Raum und Zeit, das treue Mutterherz die Kindesseele: des Kindes Verführung und Kampf empfindet die Mutter fast als körperlichen Schmerz, dem sie energig entgegentritt und den sie kraftvoll überwindet.

Laß dir dieses Vorrecht nicht rauben, Mutter! Wo dein Kind auch sei — du bist verantwortlich für dasselbe, du bist sein Schutzengel!

Hühnerfütterung im Winter.

Sparamkeit ist gewiß eine schöne Tugend des Landwirthes, aber sie muß doch immer an der richtigen Stelle angebracht werden. So erscheint es mir sehr wenig richtig, bei der Fütterung, welche man den Hühnern während der Zeit zu Theil werden lassen will, wo sie nicht legen, das Futter also nicht vergüten, auf die Billigkeit einen Hauptwerth zu legen, sondern wir meinen, daß namentlich um die Zeit der Mauser und auch nach Beendigung derselben die Fütterung derart beschaffen sein muß, daß sie im Stande ist, den Thieren ihre Produktionskraft zu erhalten und den Beginn des Wiederlegens zu beschleunigen. Wir meinen deshalb, ein nahrhaftes Futter aus einem Gemische von Getreide, Fleischabfällen und Hackfrüchten empfehlen zu müssen. Statt des Getreides (am besten Gerste) hat man in neuerer Zeit auch mit gutem Erfolge Malzkeime gefüttert, die billig sind, sowie statt des Fleisches Fleischfutturmehl. Zur Beschleunigung des Wiederanfangens des Legens wird eine kräftige, nahrhafte Fütterung jedenfalls mehr beitragen als alle empfohlenen Heizmittel, wie Cayennepfeffer oder Aegidisches. Höchstens möchten wir die Samen der gewöhnlichen Brennnessel, dem sonstigen Futter beigemischt, für zweckmäßig erachten. Außerdem dürfte es nicht wenig zur Erzielung eines frühzeitigen Wiederlegens beitragen, wenn man den Hühnern einen warmen Aufenthaltsort im Winter verschafft. Dies geschieht am besten dadurch, daß man den Boden der Ställe mit einer 2 Fuß dicken Schicht von Pferdemitz belegt, auf welche eine 1/2 Fuß dicke Sandschicht gebracht wird.

J. Wilsch, Hamburg, sagt: „Gerade im Winter müssen die Thiere besonders gepflegt werden, zumal bei strenger Kälte. Man gebe des Morgens weiches Futter, etwa Gries oder Kleie mit Brod vermischt,

mit heissem Wasser angerührt und recht warm vorgekostet. Es ist eine Lust, zu sehen, wie die Thiere darüber herfallen. Mittags gebe man Weizen oder Gerste, des Abends Mais, letzterer ist besonders sehr wärmend durch seinen Fettgehalt. Das erwärmte Trinkwasser reiche man zweimal am Tage frisch. Man darf auch nicht versäumen, Grünfütter zu geben, am besten Kohl oder Steckrüben, welches Alles nach und nach rein aufgespitzt wird. Will man ein Lebriges thun, so reiche man den Thieren zwei- oder dreimal wöchentlich Fleischabfälle und lasse sie im Winter nicht schon bei Tagesgrauen hinaus, sie entwickeln mehr Wärme, als man glaubt, und diese ist ihnen heilsamer, als alles Andere." (D. pratt. Geflügelzüchter.)

Für Küche und Haus

Feiner Rosenkohl. Der Rosenkohl, wenn er gut durchgefroren ist, wie dieses Jahr, wird nach dem Verlesen und Waschen mit kochendem Salzwasser überbrüht und rasch in einem gut schließenden Topf in kochendes Fett gegeben und mit Zusatz von etwas aufgestreutem Mehl und Fleischbrühe oder Wasser weich gedünstet. 25—30 Minuten genügen zum Weichwerden. Auf diese Weise zubereitet wird der Rosenkohl fein und kräftig. Viele lieben es, sehr wenig Brühe zu haben, dafür dem Rosenkohl etwas geriebenen Käse beizugeben und ihn mit diesem gut durchzuschwenken.

Der bedenkliche Geruch des denaturirten Spiritus, über den die Hausfrauen sich mit Recht beklagen, ist um seiner schlimmen Eigenschaft willen bereits zum Gegenstand ernstlicher Studien gemacht worden. So veröffentlicht die „Zündgrube“ ein Verfahren, vermittelt dessen man dem Spiritus den abschrecklichen Pyridingeruch am besten beseitigen kann. Sie meldet: In 1 Liter Spiritus wird ungefähr 10 Gramm Schwefelsäure (englische) gethan, in der Flasche gut umgeschüttelt und dann in heissem Wasser gelöste Soda (ungefähr 10 Gramm Soda auf 20 Gramm Wasser) dazu gethan und wieder tüchtig geschüttelt, um die überflüssige Säure zu neutralisieren. Man könnte vielleicht auch ganze Stücke Soda in den Spiritus werfen und durchschütteln. Es heißt, daß dies Verfahren nicht theurer zu stehen komme, doch könnte es keineswegs gut geheissen werden, wenn diese sich so oft wiederholende Arbeit und Mehrausgabe den Kaufern von kleinen Quantitäten aufgehalst werden sollte. Wenn der Gesundheitsgefährdende Geruch dem Spiritus wirklich benommen werden kann, so ist es doch unzweifelhaft Sache des Bundes, der das Monopol für sich beansprucht, dies zu thun und dem Volke ein Fabrikat zu bieten, das seine Gesundheit nicht gefährdet. Was würde man dazu sagen, wenn der Staat uns Salz verkaufte, dessen giftige Eigenschaften jede einzelne Hausfrau erst ausziehen und unschädlich machen müßte?

In erster Linie soll doch die oberste Behörde, der Staat, sich selbst unter die Gesetze der öffentlichen Gesundheitspflege stellen, bevor verlangt werden darf, daß der Einzelne — oft zu seinem erheblichen finanziellen Schaden — sich denselben unbedingt und gerne unterziehe. Gewiß würde sich ein Weg finden lassen, auf welchem der gegenwärtig sich im Handel befindliche gesundheitsgefährdende Spiritus auf Kosten des Bundes gereinigt werden. Verbot nicht f. Z. auch der Bund den weiteren Verkauf der Phosphorzündhölzer ohne Rücksicht auf den Einzelnen? Also ist es auch Pflicht des Bundes, seine finanziellen Interessen in den Hintergrund zu stellen, wenn es gilt, für die Gesundheit seiner einzelnen Glieder zu sorgen.

Kleine Mittheilungen

Milchindustrie. Der jährliche Gesamt-Milchertrag der Schweiz wird auf 180 Millionen Fr. geschätzt. In kurzer Zeit hat sich derselbe verdreifacht. Am meisten hat sich der Hauptzweig der Milchindustrie, die Käsefabrikation,

entwickelt. Seit dem Jahre 1885, wo im Berner Oberland die erste Thalfäberei der Schweiz errichtet wurde, sind bis jetzt etwa 3000 solcher errichtet worden. Dazu kommen circa 3000 Alpenfäbereien. Im Jahre 1810 führte unser Land etwa 5000 Doppelzentner Käse aus. Nach Errichtung der Fäbereien wuchs die Ausfuhr rasch, doch betrug sie 1854 bloß noch 90,000 Doppelzentner. Erst in der Zeit der Handelsverträge nahm die Käseausfuhr große Ausdehnungen an. Es wurden 1874 ausgeführt 200,000 Doppelzentner und 1884 sodann 250,000. Die Ausfuhr ist noch eher eine steigende, aber die Preise sind bedeutend gesunken, seitdem überall sogenannter Emmentaler fabrizirt wird.

Zur Zeit wirken in der Schweiz 112 Temperenzvereine mit 4364 Mitgliedern, welche sich über 420 Ortschaften erstrecken.

Nüßliche Sitte. Die amerikanische Geselligkeit ist im Allgemeinen ziemlich ode. Eine der lebenswürdigsten Erscheinungen derselben ist die sogenannte „Surpriseparty“, die häufig auch wohl einem wohlthätigen Zwecke dient. Am Spätabend dringt eine Schaar befreundeter Familien, die sich in geheimem Einverständnis mit einem Mitglied des Haushalts befindet, in die Wohnung des Ehepaares, das überrascht werden soll. In möglichster Stille sind alle Vorkehrungen getroffen worden: improvisirte Tische werden aufgeschlagen, man hat Lichter und Lampen, Messer und Gabeln, Tischzeug und Löffel, Kuchen und Gebäckes, kalten Braten, Limonade, Eingemachtes mitgebracht, Blumen und Vasen, ja selbst einen Sack Mehl, mehrere Käse, die mit Zucker gefüllt sind, Gewürz, Nüsse, Obst, Apfelwein, eine Theemaschine, Räfte und Schüsseln und alle denkbaren Küchen-Utensilien. Sobald die Anstellung vollständig ist, werden der Hausherr und seine Familie gewacht, und nun beginnt ein lustiges Schmaufen, ein Lachen und Erzählen — aber Alles, was mitgebracht wurde, bleibt Eigenthum der Leberausichten. So werden würdige Familien, die in allgemeiner Achtung stehen, doch mit Glücksgütern nicht fonderlich begünstigt sind, oder junge, verheirathete Leute, die noch nicht im Stande waren, sich eine genügende Ausstattung anzuschaffen, reich beschenkt und für den Winter mit Vorräthen ausgerüstet; auch solche Ehepaare, die von unvorhofften Unglücksfällen betroffen wurden, werden durch die „Leberausichtungs-Gesellschaft“ in freundschaftlicher und durchaus nicht verletzender Weise unterstützt.

Sprechsaal

Fragen.

Frage 844: Wer ist so freundlich, mir eine Bezugsquelle von Vorlagen (Gädelmuster) anzugeben für schöne Vorhanghalter und Leintuchspitzen? s. v.

Frage 845: Könnte eine Abonnentin mir sagen, wie man hell gewordene (abgeschlossene) baummollene Strümpfe dunkel färbt, ebenso eine Schürze aus grauer Leinwand, die sehr verblichen ist? Gibt es ein Verfahren, solche Sachen dunkel zu färben, ohne daß sie nachher abfärben? c. w. in v.

Frage 846: Ist Jemand so freundlich, mir ein Mittel gegen Eingriffeltheit (Altenmuth verbunden mit Herzklopfen) angeben zu können? Zum Voraus meinen besten Dank. L. r.

Frage 847: Könnte mir Jemand guten Rath geben, wie ein kleineres Quantum Wein, der vom Fäßchen einen grünen Geschmack bekommen, trotzdem er schnell abgezogen wurde, wieder davon befreit werden könnte? Meinem besten Dank zum Voraus. Eine langjährige Abonnentin.

Frage 848: Würde sich vielleicht eine unter den geehrten Abonnentinnen so freundlich zeigen und mir ein gutes Rezept zu Berliner Pfannkuchen zukommen lassen. Meinem besten Dank zum Voraus. Eine junge Abonnentin.

Antworten.

Auf Frage 831: Ich habe in meinem hiesigen Hotel zwei sog. amerikanische, immerwährend brennende Oefen, und zwar den einen seit drei, den andern seit diesem Jahre. Ich habe lange gezögert mit der Anschaffung, weil ich — warum weiß ich eigentlich selbst nicht — immer voraussetzte, es bedinge die Handhabung eine gewisse technische Fertigkeit, die man Angestellten nicht immer beibringt. Ich habe nun selber die Erfahrung gemacht, daß die Bedienung die denkbar einfachste ist und bei mir von Knaben besorgt wird. Ich brenne kein zerfetzten Coaks und lasse die Oefen — die von Ende November bis circa Mitte März brennen — während des Winters zwei bis drei Mal ausgehen, um dieselben gründlich zu reinigen. Ich finde diese Oefen für größere Räume — jedoch nicht für Schlafzimmer — als das Nationalste, was überhaupt in dieser Beziehung existirt, da sie eine ganz bedeutende Ersparnis an Material ermöglichen, indem die Wärme auf ein Minimum reduziert werden kann, ohne das Feuer zu löschen, ferner einfache, propre und keine zeitraubende Bedienung erfordern, angenehme Wärme abgeben und zugleich einen Ventilator besitzen. (Ch. Staehle, Hotel du Paradis, Cannes. Succursales: Thunorhof, Thun. Hotel Stephanie, Baden-Baden.)

Auf Frage 840: Der Sammt wird mit dem rechten Seite nach oben über eine Casserole mit kochendem Wasser gespannt. Sobald der Sammt sich durch den Dampf ge-

feuchtet, überbürstet man ihn sorgfältig mit einer guten Kleiderbürste. Das Wasser muß so lange kochend erhalten werden, bis jede Stelle des Stoffes behandelt ist.

Auf Frage 841: Ein sehr treffliches, ganz unüchtdliches Mittel, die Zähne zu reinigen und gesund zu erhalten, ist folgendes Zahnpulver: Kp. 1. Calcar. carbonic. 100.0 gm., Pulv. frid. Mor. 10.0 gm. Die angefeuchtete, nicht zu harte Zahnbürste wird mit dem Pulver betupft und damit die Zähne gereinigt. Dr. Fr.

Auf Frage 842: Meine mehrjährige Erfahrung mit Pearson's Waschmaschine hat nur günstige Resultate ergeben: die Maschine ist auf jeden Herd zu setzen und kann, weil sehr einfach zu bedienen, von jedem Dienstmädchen ohne Aufsicht gehandhabt werden. Sie ist für den Familiengebrauch sehr zu empfehlen.

Auf Frage 843: Mit dem zwanzigsten Jahre ist die Tochter majorem und bezüglich Erlaubniß zur Eheziehung nicht mehr an die väterliche Einwilligung gebunden.

Briefkasten

Frl. A. A. Wie die gefochte Milch mit dem Koffweh in Verbindung stehen soll, ist uns völlig unklar. Sicher hat das Leiden seinen Grund wo anders. Ist die Nahrung der Kind r überhaupt eine einfache und reizlose? Wird sie regelmäßig gereicht, so daß die Verdauung in Ordnung ist? Ist die Luft in den von den Kindern bewohnten Räumen rein? Schlafen die Kleinen bei offenem Fenster, flach gelagert? Wird viel körperliche Bewegung getrieben? Und wird die gründliche Hautpflege als wichtigster Faktor zum allgemeinen Wohlbefinden betrachtet? Wenn all' dieses fortgesetzt beobachtet wird, so sind chronische Koffschmerzen bei sonst gebunden Kindern gar nicht denkbar. Die übertriebene Sorge bezüglich des Gemüths von ungedochter Milch, die sich in der Penzeit von ärztlicher Seite so sehr geltend macht, vermochten wir unterseits von jeher nicht zu theilen. Für die Schwindelkranke, unter der die heutige Generation leidet, sind ganz andere Faktoren verantwortlich zu machen, als der Genuß von ungedochter Milch: Das in jeder Beziehung naturwidrige Verhalten der zivilisirten Völker, wo das Kind schon mit dem Matel des Ziechtums geboren wird und wo die gelaunte Erziehung eine einseitige ist, wo der Einzelne unter dem Einflusse und Druck der bestehenden verkehrten Verhältnisse zu leben gezwungen ist — das Alles ist allein Ursache der modernen Krankheitserscheinungen und des erschütterlichen Rückganges der körperlichen Kraft.

L. T. in St. Gallen. Fragen und Antworten im Sprechsaal werden kostenfrei veröffentlicht. An welche Adresse sollen Ihre eingekamten Marken retournirt werden.

Junges Hausmütterchen in B. Die Leber wird ganz besonders zart, wenn Sie dieselbe vor dem Braten einige Stunden in Milch einweichen. — Deslecken, die vom Rachen an der Maschine an den Stoff gerathen sind, entfernen Sie am leichtesten mit gereinigtem Benzin. — Daß Sie sich diesen Winter im ungeheizten Zimmer bei offenem Fenster viel besser befinden haben, als früher bei der peinlichen Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln, freut uns so sehr, doch kann es uns durchaus nicht überraschen. Beiseitigen Sie nun auch noch das Keitfissen und der Triumph wird vollständig sein.

G. L. in A. Sie haben Recht, die Menschen sind nicht vollkommen, das spürt ein Jeder am besten — an sich selbst.

Zweifelnde im Thale. Wenn der junge Mann sich fortgesetzter Taktlosigkeit schuldig macht, die Sie verlegen, so ist es durchaus nicht rathsam, ein näheres Verhältniß einzugehen. Der tägliche, intime Umgang mit einem unedelmüthigen Manne, an den die feinführende Frau durch das Band der Ehe gefesselt ist, wird für diese zur Hölle. Kristallartig sind des Weibes große Pflichten aus lauter einzelnen Kleinigkeiten zusammengefügt und eben die scharfen Kranten und Ecken dieser kleinen Theilpflichten können fortgesetzt rügen, bis der erst unbedeutende Schaden zur unheilbaren, eiternden Wunde, zum tödtlichen Krebsübel geworden ist. Wohl sagt man so leichter Dinge: Die Extreme berühren sich. Man darf aber solche Redensarten nicht zur Grundlage der Ehe machen, dies würde sich bitter rächen. Ohne innere Harmonie ist kein Frieden und kein Gedeihen in der Ehe.

Bertha in S. Die Behaglichkeit ist der schönste Styl, nach dem Sie Ihre kleine Wohnung einrichten können. Sehen Sie hauptsächlich auf ein trockenes Bauwerk und sonnige Lage. Auch darf die leicht zu bewerkstelligende Ventilation nicht außer Acht gelassen werden.

Frau J. A. in O. In Zürich sind es unseres Wissens besonders die Herren Schuhmachermeister Schulthess, Großmünsterplatz, und Joh. Faal in Züri, die naturgemäße Bekleidung für normal und abnorm gebaute Füße herstellen. Ein richtig konstruirter Schuh ist das beste Mittel, sich einen elastischen, leichten Gang anzueignen.

Fr. D. L. in A. Warum lassen Sie Ihren Körper nicht massiren? Das ist ganz sicher der zuverlässigste und unschädlichste Regulator der Verdauungsthätigkeit.

Unbefriedigte in B. Die Begriffe von Keintlichkeit sind eben sehr verschieden. Gewiß glaubten unsere Urwähen auch recht reinlich zu sein und doch kehrten sie vielleicht ihre Stuben bloß einmal in der Woche mit dem Reisbesehen aus. Es kommt auch da auf die Erziehung und aus dieser eingelebte Gewohnheit an.

Alte Schuld.

Erzählung von C. Tergmeyer.

(Fortsetzung.)

Als die Wachskerzen am Baume heruntergebrannt waren, mußte der junge Mann auch die Festmahlzeit der Familie theilen. Frau Schörling hatte einen guten Häringssalat dazu bereitet, und die beste Würze desselben bestand in der friedlichen Stimmung, die während dieses für Ernst so trüblich begonnenen und so glücklich endenden Abends erfreulicherweise anhielt.

Daß Menschen und Dinge nicht allemal unbezogen nach ihrem Werthe geschätzt werden, sondern wie sehr Stimmungen und Ansichten auf die Beurtheilung einen nicht immer gerechten Einfluß ausüben, die Erfahrung konnte Ernst Gramberg machen, als er am Abend sein Zimmer wieder betrat. Nach der Heimkehr heute war es ihm als ein beinahe unerträglich widerwärtiger Aufenthalt erschienen, und jetzt fühlte er sich nicht allein gemüthlich, sondern sogar glücklich darin. Die eben verlebten Stunden hatten die Binde von seinen Augen genommen. Ernst war sich seiner Liebe zu Dora bewußt geworden, einer Liebe so überwältigend und fest, wie sie jene stillen innerlichen Naturen ergreift, denen bis dahin keine Ahnung verathen hat, welcher Schatz in ihnen schlummert, zu einer wie gewaltigen Macht eines Tages das unbekannte Gefühl in ihnen erwachsen solle. Es war wie ein Naturgesetz, das seine Herrschaft über ihn geltend machte, ohne daß ein Widerstand seinerseits möglich gewesen wäre, und doch erfaßte ihn, sobald er allein war, bange Jaghaftigkeit. Er hatte bis jetzt nur das eine Ziel gefannt, für seine Familie zu leben und zu wirken, seiner früher von schweren Schicksalen heimgeführten Mutter ein sorgenloses Alter zu bereiten. Der Gedanke an die Gründung einer eigenen Häuslichkeit war ihm nie gekommen, und jetzt —? Was waren das nur für verführerische Bilder, die, wenn er in dem vergeblichen Bemühen einzuschlafen, die Augen in Schloß, vor seinem Geiste empor tauchten? Sah er nicht wieder und wieder dasselbe liebe Angesicht? Welch wunderbare Träume waren das, die ihm ein bescheidenes Häuschen zeigten in der Vorstadt, in dessen sauber gehaltenem Vorgärtchen eine schlankte Gestalt seiner wartend am Gitter lehnte? Krüschten ihn nicht lächelnd zwei helle Augen, umschlangen ihn nicht zwei weiche Arme?

Der Gott, wohin verirrt sich seine Einbildungskraft? War er nicht ein Abtrümmiger? Entsetzt fuhr er empor, als habe er schweres Unrecht begangen, und dann mußte er doch lächeln. O, der wache Traum war doch so schön, so himmlisch schön gewesen. Könnte das ein Unrecht sein, was als ein Geschenk Gottes über ihn gekommen war, so rein und befreiend. Er besaß Jugend und Arbeitskraft, er konnte auf sein Glück warten. Wenn er erst seinen Geschwistern zu ihrem Fortkommen in der Welt verholfen hatte und dann die Mutter zu sich in sein Haus nahm, würden nicht Dora und er sie mit der gleichen Liebe umgeben? Gewiß, so konnte, so mußte sich ein Ausweg finden lassen zwischen der Pflicht und der Sehnsucht seines Herzens. In dem Gedanken auch fand er endlich Ruhe, und der Engel der Christnacht schloß ihm zu friedlichem Schlummer die müden Augen.

IV.

Am folgenden Morgen, als Ernst noch beim Frühstück saß, brachten die Knaben Schörling ein Paket auf sein Zimmer, welches von der Post, die wegen Ueberhäufung mit Geschäften am gestrigen Tage nicht all' ihren Verpflichtungen hatte nachkommen können, soeben erst abgegeben war. Es enthielt kleine Handarbeiten von Mutter und Schwestern nebst herzlich liebevollen Briefen von Allen. Der abwesende Sohn und Bruder las aus jeder Zeile heraus, wie er den Seinigen zu ihrer Festfreude fehlte, wie unter ihnen mit seiner Person und seinem Andenken eine Art von unschuldigem Familienkultus getrieben wurde, und er fühlte sich selbst davon bewegt. Da war Alles, was ihm früher theuer, was das Ziel seiner Sehnsucht gewesen war, und nun mußte er mit fast peinlicher Verwirrung sich eingestehen, ein Neuzug sei in sein Leben getreten, wodurch die alten Entfindungen zurückgedrängt und benachtheiligt wurden.

Da er heute vom Geschäft vollkommen frei war, kleidete er sich an und beschloß, nach der Kirche zu gehen, in der unklaren Hoffnung, das gestörte Gleichgewicht seiner Seele vielleicht dort wieder zu erlangen. Als er in den Laden hinunterkam, fand er ihn leer, und sich besinnend, daß er noch über hinreichend Zeit zu verfügen habe, um der Familie, in deren Kreis er gestern freundlich aufgenommen war, nochmals zu danken und sich nach dem Befinden der Mitglieder zu erkundigen, klopfte er an die Wohnstübenthüre. Halb widerstrebend, halb von innerer Sehnsucht dazu getrieben, ungewiß, ob ihm eine Antwort geworden war oder nicht, öffnete er. Drinnen erblickte er Dora und die Knaben, mit denen sie laut, in scherzhafter Weise scheltend sprach. Als sie den Eintretenden erblickte, huschte eine kleine Verlegenheit über ihr Antlitz, und dann sagte sie lachend, indem sie ihm entgegen ging: „Es ist zu arg mit diesen Jungen, weil heute Weihnacht ist, denken sie, die ganze Stube gehört ihnen, und sie können ihre Sachen nach Gefallen darin austräumen. Wie soll man da Ordnung halten! Aber was schwaige ich nur über Dinge, die Sie nicht interessieren können! Guten Morgen, Herr Gramberg, wie freundlich, daß Sie sich nach uns umsehen. Haben Sie gute Nachrichten von den Jüngern bekommen?“

„Ich danke Ihnen, sehr gute.“ Er wußte kaum, was er sagte, und vermochte die Blicke nicht von ihrem fröhlichen Gesichte loszureißen. Dora sah allerdings ungewöhnlich hübsch aus an diesem Morgen. Sie war bereits festtäglich gekleidet, und da sie Geschmack und Geschicklichkeit besaß, verstand sie, die ihr von der Natur verliehenen Vorzüge durch ihren Anzug in das rechte Licht zu stellen. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ fuhr sie fort und schob ihm einen Stuhl hin. „Hier am Fenster. Da sehen Sie gleich meinen Kaktus. Ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, ihn für das Fest zum Blühen zu bringen.“

Sie nahm dabei einen der Blumentöpfe in die Hand und zeigte mit Stolz die soeben aus der Knospe gebrochenen prachtvollen, dunkelrothe Blüten.

„So sind Sie es, Fräulein Dora,“ fragte Ernst, „die den Blumenschmuck vor Ihren Fenstern zieht? Sie müssen eine glückliche Hand haben.“

„Eine glückliche Hand!“ lachte sie auf, „das jagen die Leute mir oft, und doch ist es nur Sorgfalt und Pflege, deren die Blumen bedürfen, so gut wie die Menschen, wenn sie sich wohl befinden sollen. Fehlt es ihnen daran, so hilft die sogenannte glückliche Hand auch nichts. Und sehen Sie, es wird mir nicht leicht gemacht, denn Vater schilt immer über meine Liebhaberei für Alles, was grünt und blüht, und darum darf ich auch keinen Pfennig für meine Blumen aufwenden. Durch Stecklinge muß ich mir alle verschaffen und sie selbst aufziehen, dafür sind sie mir freilich doppelt lieb.“

„Und doch haben Sie mir neulich eine in der ungünstigen Jahreszeit gewiß mit vieler Sorgfalt zur Blüthe gebrachte Rose auf mein Zimmer gesetzt, denn nicht wahr, Fräulein Dora, das hatten Sie gethan?“

Sie wurde roth und schlug die freundlichen braunen Augen nieder. „Wenn sie Ihnen nur Freude gemacht hat,“ sagte sie verlegen. „Wir thun immer die Menschen leid, die so allein sind, und da dachte ich —“

Sie stockte, aber Ernst antwortete leise und innig: „Sie haben mir eine große Freude dadurch gemacht, Fräulein Dora, ebenso wie durch die gezeigte Einnahme, denn verdanke ich es nicht Ihnen, daß mir der Weihnachtsabend nicht einsam in Heimweh und Traurigkeit vergangen ist? Die Rose habe ich, nachdem sie verblüht war, getrocknet und werde sie sorgfältig aufbewahren.“

Sie zupfte besangen an ihrem Kleide und wußte nichts zu erwidern; aber er fuhr mit erregter, ein wenig zitternder Stimme fort: „Könnte doch meine Mutter Sie sehen, Fräulein Dora, sie würde es Ihnen danken, daß Sie so gut gegen mich sind und —“

Er verstummte plötzlich, und seine Augen wurden starr, seine Blicke hefteten sich erstaunt, ja wirklich erschrocken auf einen Gegenstand, der ihnen bis dahin gänzlich entgangen war, auf ein kleines, allerdings ungewöhnliches Schmuckstück, eine Nadel oder dergleichen, das die zierliche, Doras weißen Hals eng umschlingende Krause vorne unter dem Kinn zusammenhielt.

Ernst Grambergs Daraufrinstarren und Verstommen wurde bereits peinlich, als er tief aufathmend die Frage hervorrief: „Woher haben Sie denn den Knopf da an Ihrer Krause?“

Dora sah verwirrt aus wie ein Mensch, der nicht faßt, um was es sich eigentlich handelt. Sie griff unwillkürlich nach ihrem Hals und sagte dann, halb lächelnd, halb verlegen: „Sie meinen die Brosche?“

In seinen Zügen ließ die Spannung ein wenig nach. „O, es ist eine Brosche und kein Knopf,“ sagte er aufscheinend erleichtert. „Verzeihen Sie meine Frage, Fräulein Dora, aber ich glaube, einen Knopf zu sehen, gerade wie meine Mutter ihn auch besitzt, und an den sich für diese sehr schmerzliche Erinnerung knüpfen.“

Dora, als ihr sein sonderbares Benehmen einigermaßen erklärt war, lächelte harmlos und erwiderte: „Dies ist allerdings früher auch ein Knopf gewesen; aber ich habe eine Nadel daran machen lassen und trage ihn als Brosche oder Tuchnadel, wie man es nennen will.“

Ernst erblaßte bei ihren Worten; aber er hatte nach Ueberwindung der ersten plötzlichen Ueberraschung seine Selbstbeherrschung wieder gefunden. „Würden Sie es nicht unbezogen finden,“ fragte er mit nur noch leise bebender Stimme, „wenn ich Sie bitte, mich das Schmuckstück einmal genau betrachten zu lassen?“

„Durchaus nicht.“ Sie neigte es los und reichte es Herrn Gramberg, der mit einer gewissen Begierde danach griff. Der obere Theil bestand aus einer Platte von der Größe eines Zehnpfennigstückes, die in der That mehr auf einen Manichettenknopf als auf eine Brosche hindeutete. Ringsum befand sich ein fein ausgearbeiteter Goldrand, und innerhalb desselben lag auf einem Grunde von dunkelblauer Emaille ein zierlich verziertenes wiederum goldenes S. Das Ganze, sehr hübsch, war auf der Rückseite mit einer Goldplatte unterlegt, und hier zeigte sich auch deutlich, wie der untere Theil des Knopfes abgetrennt und Nadel nebst Hacken an der Platte befestigt waren.

Ernst schien seine Blicke von dem zierlichen Dinge, das er nach allen Seiten sorgfältig untersuchte, gar nicht losreißen zu können.

„Wer hat Ihnen das geschenkt, Fräulein Dora?“ fragte er endlich, die Blicke zu dem Mädchen erhebend.

„Eigentlich Niemand,“ antwortete sie leichtsin.

„Aber ist es nicht reizend? Ich trage es jeden Sonntag.“

„Niemand?“ wiederholte er erstaunt, ohne ihre letzten Worte zu beachten.

„Nein, eigentlich Niemand. Ich fand den Knopf in einem Kasten, in dem meine Mutter allerlei alte Sachen aufbewahrt. Sie wußte selbst nicht, woher er stammt, und meinte, sie habe ihn von einer Tante geerbt. Weil ich ihn aber so sehr hübsch fand, quälte ich sie so lange, bis sie endlich geschehen ließ, daß ich ihn hinnahm und, weil er doch unterwärts zerbrochen war, eine Nadel daran machen ließ.“

„Er war zerbrochen?“ fragte Ernst hastig. „Wo?“

In dem Augenblick verstummte er, denn die Thüre öffnete sich und Frau Schörling betrat das Zimmer. Er ging ihr entgegen, sie zu begrüßen, ohne noch die Nadel zurückzugeben. Die Blicke der Frau, eben noch freundlich ihm zugewendet, verdunkelten sich, als sie dieselbe in seiner Hand bemerkte, und irren fragend von dem Gaste zu ihrer Tochter. „Denke nur, Mutter,“ nahm diese erklärend das Wort, „Herr Gramberg interessiert sich ganz außerordentlich für meine Brosche. Er sagt, seine Mutter hat einen eben solchen Knopf, als dieser gewesen ist, ganz ebenso mit einem S darauf. Ist das nicht drollig?“

Frau Schörling schien die Sache jedoch anders aufzufassen. Ihre Züge nahmen plötzlich einen entsetzten Ausdruck an. Eine fast aschfarbene Blässe überzog ihre Wangen, und sie streckte schwankend ihre Hand nach einem Stützpunkte aus.

Dora sprang mit einem leisen Schrei an die Seite ihrer Mutter und legte den Arm um sie, während auch Ernst mit der besorgten Frage, ob ihr etwas zugestoßen sei, näher trat. (Fortsetzung folgt.)

Dein bestes Glück, o Menschenkind!
Beredede dich mit nichten,
Daß es erfüllte Wünsche sind —
Es sind erfüllte Pflichten.



Das Pflegebrüderchen.



Für die Junge Welt.

Gratisbeilage

zur

→ Schweizer Frauen-Zeitung ←

Erscheint am ersten Sonntag jeden Monats.



St. Gallen.

→ No. 3. ←

1888.

Das Pflegebrüderchen.

(Zum Titelbilde.)

Gelt Rehlein du", Klein Lottchen
spricht,
„Du merkst, daß du mein
Brüderlein?
Und deine Neuglein weinen nicht
Mehr um dein todtes Mütterlein?

Ich hab' mit dir genug geweint,
Als wir dich fanden, tief im Wald,
Versteckt, wo keine Sonne scheint,
Verhungert und verschmachtet bald!

Du armes, armes Rehlein du,
Daß sie die Mutter schossen todt —
So geht es auf der Jagd halt zu!
Blind trifft des bösen Jägers Schrot.

Wie gut d'rum, daß der Fritz dich sah,
Als Moos wir suchten rings umher,
Und daß der volle Mooskorb nah',
Dich, Armes, heimzutragen schwer!

Und gelt, nun ging's dir aber gut!
Lieb' Mütterlein hob aus dem Moos
Dich, wie man mit den Kindlein thut,
Und nahm dich liebeich auf den Schooß!

Und sprach zu uns: „Nun helft
geschwind!
Eu'r Kinderfläschchen sucht im Schrank!
Nun ist das Rehlein auch ein Kind;
Das fläschchen füllt — und gebt den
Trank!“

Nun Rehlein, trankst du Milch so froh,
Aus unserm fläschchen — 's war ein fest!
Derweil im Schuppen wir von Stroh
Dir legten flink ein weiches Nest.

Nun warst du nimmermehr allein,
Weil unser Haus dir Heimat blieb;
Warst unser Gast und Brüderlein,
Hast uns're Mutter auch so lieb!

Du folgst ja, wie ein Hündlein, ihr,
Geh'n wir im Frühling durch den Wald,
Und bleibst bei Mutter, Fritz und mir,
Und wirst so groß — uns nur zu bald.

Das macht das saft'ge Frühlingskraut
Und Blätter, die der Fritz dir gibt,
Und weil ein Jedes nach dir schaut,
Dich streichelt und verwöhnt und liebt!“



Der wunderbare blaue Sonnenschirm.

Von A. Engell-Günther.

Wenn ich doch einmal wieder recht krank würde! — rief der kleine Karl; aber seine Mutter entgegnete ganz erschrocken: „Das ist ja ein schrecklicher Gedanke! — Wie kommst Du nur darauf!“

„O Mama, weil Du mir dann immer so schöne Geschichten erzählst!“

„Warum sollte ich das nicht auch thun können, wenn Du gesund bist? Aber Du mußt sehr artig sein und nie mehr so Schlimmes wünschen“

„Ich will gerne artig sein, aber dann erzähle auch gleich.“

„Jetzt habe ich keine Zeit; doch heute Abend, wenn Du alle Deine Spielsachen gut verwahrt hast, daß ihnen während der Nacht nichts Böses geschehen kann, und wenn ich mich zur Näharbeit setze . . .“

„O dann erzählst Du mir von Herrn Däumchen, und . . .“

„Ich glaubte, diese Geschichte wüßtest Du bereits auswendig ich habe sie Dir ja schon so oft erzählt“

„Ich mag sie aber gern noch öfter hören. O bitte!“ —

Also hatte Karlchen gethan, wie seine Mutter verlangte, hatte seine Pferdchen in den Stall gestellt und die Bilderbücher sauber in die Schieblade gelegt, den Baukasten eingepackt und die Peitsche an den Nagel gehängt. — Dann setzte er sich auf ein Schemelchen, ganz nahe zur Mama, und sie erzählte, während er aufmerksam zuhörte:

— „Es war einmal ein ganz kleiner Mann, nicht viel größer als mein Daumen, und deshalb hieß er der Herr Däumchen. Er wohnte weit vor der Stadt, in einem großen Walde ganz allein, wo er in einem hohlen Baumstamme zwei Zimmerchen hatte, und gerade vor der Thüre lag sein Stückchen Land, worauf Kartoffeln und Rüben wuchsen. Salat und Kohl gab es auch, und längs herum rankten sich Erbsen und Bohnen. Dazu standen Brombeer- und Johannisbeersträucher in der Nähe, und Erdbeeren fand man in Menge. Ein munteres Bächlein floß dicht nebenan vorbei, dessen Ränder mit duftigen Blumen geschmückt waren; und so brauchte Herr Däumling nicht Hunger und Durst zu leiden, wenn er sein Feld nur etwas bearbeiten und von Unkraut rein halten wollte. Das that er nun zwar, wie er es von seiner Mutter gelernt hatte; aber weil er immer ganz allein war, langweilte er sich oft sehr. Die Nachtigall sang so schön, die Luft war rein und warm und die Sonnenstrahlen spielten im frischen Laub der Bäume. Doch saß er stundenlang ganz still und traurig, weil er Niemanden hatte, der sich mit ihm freute, und dann grübelte er, warum

er wohl so klein sein müsse, daß die andern Menschen ihn gar nicht bemerkten; wie es ihm auch oft weh' that, obgleich seine gute Mutter ihm stets gesagt hatte, er solle es sich nicht verdrießen lassen. Er erinnerte sich wohl ihrer Worte, daß er glücklich sein könne, im Verborgenen für alles Gute danken zu dürfen und von Niemandem gestört zu werden. So lang sie bei ihm gelebt hatte, war er auch ganz zufrieden gewesen; aber jetzt vermochte er nicht immer sich damit zu trösten. Im Winter war es ihm noch schlimmer ergangen, weil dann der Schnee hoch lag und er keine großen Stiefel auf seine kleinen Füße ziehen konnte. Endlich war es zwar wieder Frühling geworden und die Wege schön trocken, so daß er spazieren ging, wenn er eben Nichts sonst zu thun hatte; aber er fand nicht was er suchte. Gewiß war Herr Däumling gar nicht stolz, und er betrachtete alle Geschöpfe Gottes wie seines Gleichen; doch wollte es ihm nicht gelingen, mit Einem von ihnen eine rechte Freundschaft zu schließen. Er redete zu den Spazern, und sie hüpfen ganz zutraulich um ihn her und schienen ihm Antwort geben zu wollen, aber er verstand ihre Sprache nicht. Die andern Vögel hörte er wohl zwitschern; indeß kamen sie aus Furchtsamkeit nicht in seine Nähe, und auch die hübschen Eichhörnchen entflohen stets, wenn er sich mit ihnen unterhalten wollte.

Da nahm er eines Tages sein Hütchen und sein Stöckchen, putzte sich so gut es ging, und machte sich auf den Weg, um in die weite Welt zu gehen. Er wollte doch sehen, ob Alles so wäre, wie es ihm seine liebe Mutter gesagt hatte. Als er nun auf die breite, staubige Landstraße kam, bemerkte er bald, daß er dort immer in Gefahr war, überfahren zu werden, und er suchte also wieder in ein Gehölz zu gelangen, um nicht so vielen Wagen und Pferden zu begegnen und nicht so von der Hitze zu leiden. Unter den Bäumen wanderte er munter fort bis es Abend wurde; aber er fürchtete sich nicht, suchte sich einige Beeren zum Nachtessen und setzte sich unter einen großen Stein, der an einen Stamm gelehnt, ihm ein Obdach gewährte, und da schlief er sehr gut. Am Morgen früh wusch er sich mit den Thautropfen, die er in den Kelchen der Blumen fand und war dann wieder ganz frisch und munter. Eben schritt er an einem niedrigen Busch vorüber, als er die Blätter rauschen hörte. Er blieb betroffen stehen, weil er glaubte, daß vielleicht eine Maus hervorspringen möchte, die er dann nicht aufhalten wollte, weil er sie nicht gern hatte. Es gefiel ihm nicht, daß sie so dreist überall sich als Gast einstellte und dann so schnell davon lief. Als er nun aber den Blick suchend herumschweifen ließ, bemerkte er auf einmal eine niedliche kleine Dame, die einen blauen Sonnenschirm in der Hand hielt und ihm eine sehr an-

muthige Verbeugung machte. Auch sah sie ihn mit ihren blauen Augen ganz freundlich an, und das freute ihn natürlich; denn Blau war immer seine Lieblingsfarbe gewesen; und wie hübsch stand ihr das graue Kleid mit blauem Besatz, nebst dem Hütchen mit blauem Band! — Etwas so Reizendes glaubte er noch nie gesehen zu haben, und so fragte er sie gleich, womit er ihr wohl dienen könne? —

Sie antwortete mit einer sehr sanften und angenehmen Stimme: „Es soll mich freuen, wenn Sie mich ein wenig begleiten wollen, da ich eben einen großen Spaziergang machen möchte und mich nicht recht durchzufinden weiß. Dieser schöne Wald, in dem wir hier sind, ist nämlich der Thiergarten, und wenn wir diese Allee hinuntergehen, kommen wir nach Berlin, glaube ich.“

„O, das ist mir lieb,“ sagte Herr Däumchen; „denn ich habe schon längst gewünscht, diese große und schöne Stadt etwas kennen zu lernen. Sie sind wohl auch fremd hier? und Sie haben doch gewiß auch schon viel von Berlin erzählen gehört?“ —

„So ist es,“ entgegnete Fräulein Blümchen (das war nämlich ihr Name), und dann meinte sie, es würde hübsch sein, die Merkwürdigkeiten alle mit einander zu besehen. „Und wir können das um so besser,“ setzte sie hinzu, „weil mein Schirmchen die Eigenschaft hat, diejenigen, die darunter gehen, unsichtbar zu machen.“

„Schön!“ sagte Herr Däumchen, und führte seine Dame durch's „Brandenburger Thor“ auf den „Pariser Platz“, von wo sie in den schönen breiten, auf beiden Seiten mit hohen Häusern und Palästen besetzten Baumgang gelangten, den man als „Unter den Linden“ kennt. Hier standen die Beiden einen Augenblick still und betrachteten nochmals die schöne Säulenhalle des Thores, sowie die Siegesgöttin, die in einem mit vier Pferden bespannten Wagen über demselben thront. Sie wußten auch, daß diese „Quadriga“ im Jahre 1806 von den Franzosen geraubt und mit vielen andern Kunstschätzen nach Paris geführt war, sowie daß die Preußen sie nach Besiegung Napoleons I. wieder von dort geholt und 1814 zum zweiten Male als schönste Zierde des Brandenburger Thores aufgestellt haben, und daß man sie die „Victoria“ nennt. —

„Jetzt wollen wir aber das große alte Schloß besehen,“ meinte Fräulein Blümchen; „und das neue Rathhaus, die jedes in seiner Art sehr schön sein sollen. Ich habe schon oft davon sprechen gehört;“ — worauf Herr Däumchen sagte:

„Vorher kommen wir noch am „Palais des Kaisers“ vorbei und sehen dort das prächtige Denkmal „Friedrichs des Großen“ zu Pferde. Gegenüber liegt das „Akademie-Gebäude“, und weiterhin ist die Uni-

verfittät, die einen sehr großen Hof einschließt. Jenseits der Straße finden wir dann den „Opernplatz“ mit dem „Opernhause“, der „Bibliothek“ und der „Hedwigskirche“, und endlich müssen wir das „Zeughaus“ und das „Kronprinzen-Palais“ rechts und links liegen lassen, nachdem wir noch an der „Neuen Wache“ vorübergekommen sind. Kurz vor der „Schloßbrücke“, die mit schönen Statuen geschmückt ist, treffen wir das Gebäude der „Stadt-Kommandantur“, und dann gelangen wir in den „Lustgarten“, der sehr groß ist und an seinen drei Seiten erstens das „Schloß“ (mit hoher Kuppel), zweitens das herrliche, in griechischem Styl erbaute „Museum“ und drittens den „Dom“ zeigt. Auf der Brücke, die vom Schloßplatz nach der „Königsstraße“ führt, in der das schöne neue „Rathhaus“ liegt, steht die Statue des „Großen Kurfürsten“, die sein Sohn, der erste König von Preußen, der zugleich „Friedrichs des Großen“ Großvater war, ihm hat setzen lassen und die ein sehr berühmtes Kunstwerk ist.“ —

Das Alles erzählte Herr Däumchen seiner Begleiterin und sie langweilten sich also gar nicht; aber „die Linden“ sind eine sehr lange Straße, und da sie Beide nur sehr kleine Schritte machen konnten, dauerte es mehrere Stunden bis sie an's Ende gelangten; und nun geriethen sie in ein Gedränge von Equipagen und Fußgängern, daß sie suchen mußten, sich auf einen Seitenweg zu flüchten. Da wurden sie aber durch ein tiefes, schnellfließendes Gewässer aufgehalten und umsonst suchten sie nach einer Möglichkeit es zu überschreiten. „O wie ist die Spree doch so reizend und wo mag denn die Brücke sein?“ rief Fräulein Blümchen ängstlich; aber der kleine Mann entgegnete: „Dies ist nur ein Kinnstein und kein Fluß; das weiß ich noch von meiner Mutter her, die mir Alles erklärt hat; aber lassen Sie mich nur machen, ich werde Sie schon hinüberbringen.“ —

In dem Augenblicke wollte nämlich eben ein Schusterjunge seinen Fuß auf die andere Seite des Kinnsteins setzen, und Herr Däumchen faßte seine Dame schnell entschlossen und sprang mit ihr auf dessen Holzpantoffel, so daß sie mit ihm hinüber und bald wieder auf festen Boden gelangte. Zum Glück war der Straßenlärm so groß, daß der kleine Schrei, den Fräulein Blümchen in der Ueberraschung ausgestoßen hatte, unbemerkt blieb; aber als sie dann an einem Schaufenster die vielen schönen, dort ausgestellten Waaren bewundern wollte, vergaß sie ihren Schirm recht fest zu halten, und ein Windstoß riß ihn ihr aus der Hand und warf ihn in den Kinnstein, so daß er fortschwamm, was ein großes Unglück war, weil die Beiden sich ohne ihn nicht mehr unsichtbar machen konnten. Sie versuchten es zwar ihn wieder zu ergreifen; aber da sie in ihrer Angst nun auf sonst Nichts Acht gaben

und nur schnell neben dem Wasser herliefen, wurden sie von zwei Kindern bemerkt, die eben aus der Schule kamen. Der Knabe, der Arthur hieß, ergriff Herrn Däumchen ohne Mühe und obgleich der sich wehrte und um sich schlug, half das ihm zu Nichts. Bald steckte er in der Schultasche, worin es ganz finster war, und so konnte er überlegen, daß es klüger sein würde, sich zuerst ganz ruhig in sein Schicksal zu ergeben, bis er Mittel finden möchte, aus der Gefangenschaft zu entkommen. Fast ebenso erging es dem armen Fräulein Blümchen, der es wenig Freude machte, daß Arthurs Gespielin, die Clara hieß, sie für das niedlichste Ding erklärte, was sie jemals gesehen habe. Sie weinte bitterlich, obgleich ihr weiter Nichts zu Leide geschah, als daß sie mit in des Mädchens Wohnung genommen wurde, wo man sie übrigens sehr gut behandelte. Sie mußte in einer schönen Puppenstube wohnen, deren Fußboden mit einem Teppich von ächtem Sammet belegt war. Das Sopha und die Stühlchen hatten Atlas-Polster und der Spiegel mit Goldrahmen war eben wie die Fenster mit gestickten Gardinen geschmückt. Das Tischchen war von buntem Porzellan und die Teller, Tassen und Löffel waren von Gold, die Messer und Gabeln aber von blankem Silber. Dazu gab es soviel Schokolade und Kuchen, wie sie wollte, und das Bettchen hatte nur seidene Kissen und Decken, Alles mit schönen ächten Spitzen besetzt. Dann kamen die schönsten Puppen, um sie zu besuchen, die übrigens kaum so schöne Kleider trugen, als die waren, mit denen ihre Herrin sie selbst geschmückt hatte; aber das Alles konnte sie nicht vergnügt machen, weil sie nicht mit Herrn Däumchen darüber sprechen konnte; denn er allein hatte sie stets verständlich und angenehm zu belehren gewußt. —

Indessen befand sich dieser, ihr kleiner Freund, auch keineswegs in einer angenehmen Lage, obgleich Arthur ihn sehr liebte und es ihm an Nichts fehlen ließ. Er durfte mit ihm speisen und bekam stets die besten Bissen, und wenn der Knabe lernen oder schreiben mußte, ließ er Herrn Däumchen neben seinem Buch auf dem Tisch sitzen. Nur durfte dieser sich nie frei bewegen, wohin er wollte, und am wenigsten sich einfallen lassen aus dem Zimmer zu spazieren. Wenn Arthur fortging, setzte er Herrn Däumchen in seinen großen Glaschrank, in dem er ihm ein weiches Lager zurecht gemacht hatte, und darin mußte er auch des Nachts schlafen. Er konnte freilich von seinem Gefängnisse aus die schönen Bilder sehen, die an den Wänden hingen, und durch das Fenster betrachtete er den Himmel draußen und sah am Tage die Wolken vorüberziehen und am Abend den Mond glänzen und die Sterne blitzen. Dabei ließ sich Vieles denken, aber im Freien wäre doch Alles viel schöner gewesen, und er sehnte sich auch, mit Fräulein Blümchen

darüber sprechen zu können. Sie hatte ihn stets so gerne angehört und das hatte ihm so sehr gefallen; besonders weil ihre Augen so schön blau waren und weil sie beinahe ganz in Blau gekleidet war. Und nun sah er oft viele Stunden lang kein lebendes Wesen oder — schlimmer als das: denn in der Fensterecke saß eine dicke Spinne, die da ihr Netz ausgespannt hatte, um alle leichtsinnigen Fliegen und Mücken, die sich nicht vor ihr in Acht nahmen, zu fangen und ihnen das Blut auszusaugen; und der arme Herr Däumchen konnte es nicht hindern und fühlte doch den größten Bohn und Abscheu darüber in seinem kleinen Herzen! — Das war ihm eine schreckliche Qual, und so mochte er oft lange Zeit die Augen gar nicht mehr aufthun und starb fast vor Traurigkeit.

Nun hatte Arthur aber einmal am offenen Fenster gefessen und als er dann schnell hatte aus dem Zimmer gehen müssen, war es offen geblieben. Herr Däumchen bemerkte das wohl, aber er wußte nicht, ob er es wagen sollte, sich in die Straße hinunter zu stürzen, die sehr tief unten war und wo so viele Menschen sich bewegten, daß er gewiß bald wieder gefangen worden wäre. Als er noch überlegte und zu keinem Entschluß kommen konnte, sah er eine Schwalbe, die unter dem Dache ihr Nest hatte, in's Fenster hinein fliegen. Sie kam augenscheinlich eben von einer kleinen Reise zurück und trug etwas Blaues im Schnabel, was Herrn Däumchen natürlich sehr wunderte. Er rief sie an und da warf sie ihm den kleinen Gegenstand vor die Füße, in dem er zu seiner größten Freude den hübschen blauen Sonnenschirm seiner Herzensdame erkannte. Aber — wo mochte es jetzt sein, das kleine Fräulein Blümchen? — Er hatte seit jener schrecklichen Trennung Nichts von ihr gesehen oder gehört. Doch — jetzt konnte er sich wieder unsichtbar machen und gewiß würde es ihm da gelingen, seine liebe Freundin auch wieder zu finden. Zum Dank zeigte er der Schwalbe indeß die böse Spinne, die auch sofort von jener als gutes Frühstück verzehrt wurde; und dann stellte sich Herr Däumchen mit seinem Schirmchen dicht an die Thüre, um hinauszuschlüpfen, sobald sie von irgend Jemandem geöffnet würde, was ihm auch bald nach Wunsch gelang. In der Straße angekommen, hatte er eine große Sehnsucht, den schönen Thiergarten wieder zu besuchen; besonders weil es ihm sicher schien, daß Fräulein Blümchen stets suchen würde, auch dorthin zu gelangen, um wenn sie es irgend vermöchte dort mit ihm zusammen zu treffen. Mußte sie doch das Stadtleben jetzt ebenso zu verabscheuen gelernt haben, wie es mit ihm der Fall war! — Er nahm sich also vor, ganz nahe am Thore in einem Bersteck zu bleiben, damit er sie gleich erblicken möchte, wenn sie von dorthier kommen würde; aber leider sah

er immer Tausende von Wagen und Fußgängern aller Art zugleich über den Platz eilen, und er verzweifelte fast, darunter keine so kleine Dame zu entdecken. Zuletzt sollte aber dennoch seine liebevolle Ausdauer belohnt werden

Herr Däumchen hatte sich nicht getäuscht, als er darauf vertraute, daß seine kleine Freundin nie Lust haben würde, sich, und wäre es auch durch die glänzendste Gefangenschaft, um ihre Freiheit betrügen zu lassen. Sie war der ganzen Herrlichkeit, mit der man sie umgeben hatte, in Kurzem so satt geworden, daß sie an Nichts mehr dachte, als wie sie in's Freie gelangen und vielleicht dann ihren Freund wieder finden könnte. Mit ihrer ganzen jetzigen Umgebung konnte sie ja kein vernünftiges Wort reden; denn sie waren Alle nur Puppen ohne Herz, die um Nichts sorgten, als für ihren Putz, und einander um ein Glück beneideten und anfeindeten, was gar keines war. O, wie viel schöner erschien ihr ein Spaziergang mit Herrn Däumchen unter grünen Bäumen, auf blumiger Wiese, am Rande eines murmelnden klaren Baches, als eine Gesellschaft voll hohlen Prunks und eitlen Geschwäzes im dunstigen Raume!

Nun bemerkte Fräulein Blümchen, daß ein Schwesterchen ihrer Herrin oft in einem Wägelchen gefahren wurde, um sie in den Thiergarten zu bringen, und so gelang es ihr endlich einmal, sich unbemerkt in ein Winkelchen desselben zu drücken, so daß sie mit dem Gefährt in's Freie kommen konnte, ohne daß Clara eine Ahnung davon hatte. „Wenn jetzt nur mein Freund zur Stelle wäre, um mich zu beschützen!“ dachte sie, als sie heimlich herabgesprungen war und sich eben in's Gebüsch flüchten wollte. — Und richtig, da stand er schon, der liebe Herr Däumchen, und nahm sie sofort unter den blauen Schirm, durch den sie nun beide, wie wir wissen, wieder unsichtbar wandeln konnten und also von Niemandem mehr gestört wurden.

Was das für eine Freude war, ist kaum zu beschreiben! — Hatten sie doch nun für ihr ganzes Leben einander genug zu erzählen und konnten gar nicht müde werden, das Glück des Beisammenseins zu preisen. Natürlich dachten sie nur daran, die große Stadt so weit hinter sich zu lassen als möglich, und sich in der Stille, ganz im Freien, ein gemüthliches Heim zu schaffen. Also beschloßen sie, Herrn Däumchens kleines Besizthum so schnell als möglich wieder aufzusuchen und sich nie mehr ohne Noth davon zu entfernen. — „Da werde ich Dir helfen, Dein Feld zu bebauen und die schönen Früchte davon einzusammeln,“ sagte Fräulein Blümchen.

„Und ich werde Dir helfen, unsere Zimmer auszuschnücken und die Speisen zu bereiten; denn wir wollen Alles gemeinschaftlich thun,

damit wir alle Freude und alle Last zusammen tragen können," versetzte Herr Däumchen.

"Die Kleider werde ich aber doch nähen müssen und Du wirst auch nicht die Strümpfe stricken?" lachte seine Freundin.

Er indessen meinte ganz ernsthaft: "Warum sollte ich zu ungeschickt sein, diese Dinge zu erlernen? — Ich habe meiner Mutter schon oft bei dergleichen Geschäften geholfen. Aber wir wollen nicht immer arbeiten. Wir wollen auch Vieles miteinander lesen und dann (unter dem Schutze unseres kostbaren Schirms) kleine Reisen machen. Unser Leben soll eine schöne Abwechslung von Anstrengung und Erholung, von Saat und Ernte, von Arbeit und Vergnügen sein, zu unserer und zu Anderer Freude!"

"Ja, und wir werden suchen, allen andern Geschöpfen ein gutes Beispiel zu sein und ihnen zur Erreichung eines angenehmen Daseins zu helfen," sagte Fräulein Blümchen.

"Gewiß! — und Deinetwegen, liebe Seele, werde ich sogar die Mäuse nicht mehr verachten, sondern lieber versuchen, ihre natürlichen Anlagen dem allgemeinen Besten dienstbar zu machen; denn das ist die wahre Aufgabe eines guten Herzens. Es ist ja Alles in der Welt gut, wenn man es richtig zu benutzen versteht," sprach Herr Däumchen.

"Da hast Du Recht; und wir werden uns so zufrieden fühlen, daß wir uns freuen werden, keinen Neid erregen zu können," versetzte sie.

"Du siehst also, meine Freundin, daß unsere Kleinheit und Verborgenheit uns nicht hindern wird, glücklich zu sein," sagte Herr Däumchen. — Und jetzt ist Fräulein Blümchen seine Frau geworden, und sie leben immerfort sehr froh, wenn sie noch nicht todt sind.

"O Mama, kann ich sie da nicht einmal sehen?" fragte hier Karlchen, wie er freilich schon oft gefragt hatte

Vom verschupfte Lisele.

Do merked Ihr grad, daß das en arms Chind ist, nit so e glücklich's, wie 's Lissy im vorige G'schichtli!

Es ist au recht z'verbarme gsi mit seiner schwere Zunge und mit eim chürzere Beinli, und hät si so g'fürcht vor de wilde Schulchinde, daß es halt mengsmol wieder umg'kehrt und zur Muetter heim g'gange-n-ist. Aber die hät halt dem arme Chind au nit viel chönne helpe; sie ist selber en armi, armi Wittfrau gsi und hät viel müesse de ganz Tag bi andere Lüte wäsche. Wenn 's Lisele am Dbed uf d'Gäß

cho ist und hät welle zueluege, wie die andere Chind Fangis und Berbergis g'spielt händ und Seil g'sprunge und Stelze g'laufe sind, denn sind gwüß jedesmol e paar unartigi Chind uf 's Lisele los und händ g'feit: „Was witt du do? Du chast jo nünt, du bist üs im Weg, gang du doch hei!“ Und denn isch es trurig fortg'schliche und deheim vor d'Husthür g'esse, bis d'Muetter heimcho ist. Und wenn d'Muetter ihres Lisele wieder emol het chönne suber rüfte-n-und i d'Schuel bringe, denn isch es so schüüch gsi gege de Herr Lehrer, daß der kei Wort us ihm use b'brocht hät und wege de-n-andere Chinde halt hät müesse fortfahre, wenn er scho nit g'wüßt hät, ob 's Lisele öppis verstande heb oder nünt; und so ist halt das arm Tröpfli au i der Schuel verlasse gsi und allei. Und i de Pause, wenn die Andere dunne ume-g'sprunge sind, hät de Herr Lehrer selber g'feit, es söll lieber i der Stube blibe wegem Umstoße. Und wil 's Lisele so vil Zit i der Stube b'blibe ist, so hät's bleiche Bäckli g'ha und ist vo Erdöpfel und Kaffi deheim au nit starch und g'sund worde.

So isch es e zehejährigs, arms, verschupfts Tröpfli gsi und hät selber mengsmol d'denkt: „Wenn i nu sterbe thät, i nütze jo doch nünt!“ — Aber Ihr werdet no sehe!

Im nächste Dorf, wo vil größer gsi ist, hät's a der Fasnacht en prächtige-n-Umzug g'geh, und do sind denn vil Lüüt us 's Lisele's Wohnort au g'gange go luege. Und 's arm Lisele, wo au nie öppis Lustigs g'ha hät i sim junge Lebe, hett so gern, o so gern de Fasnachtzug au g'sehe und d'Musik g'hört! So isch es denn uf eme nööche Wegli dur de Wald g'gange und ist mit sim Hünke langsam g'nueg vorwärts choh. D'Muetter hät's nit chönne begleite, wil si im ene Wirthshus hät müesse vil Teller spüele, daß sie 's Geld verdieni zum nächste Laib Brot.

Aber 's Lisele ist vergnüegt gsi hüt uf sim einsame Spaziergang, wo's Niemert g'schupft hät. Aber — o weh! — do hört's z'mol e Stückli witer hinne lut lache-n-und säge: „Lueged döt 's chrumm Lisi, chomm, mir wend's lehre flüüge, statt üs im Weg z'fi!“ Und nööcher sind sie cho, e paar grofi Buebe, wo wege der Verspötig de Fueßweg g'macht händ; und zwei devo packet das arm, hüüflos Chind under de-n-Arme und werfed's noch e paar Schritte wald-i-wärts recht ruuch an'n Bode, daß es der Länge noh mit em Kucke-n-i de Stunde-n-und winterlahme Farrechrüüter g'legen ist. Wo die Buebe mit wüestem Lache devog'sprunge sind, hät 's Lisele alli Lust zum Festli verlore; es ist ihm ganz trümmelig gsi vom Schrecke und 's Still-liege hät ihm wohl thue. Do hät's wieder ag'fange nohdenke und wär froh gsi, wenn's noh sim Chöpfli g'gange wär. So: de lieb Gott het zu zwei

Engeli g'seit, si söllted listli abeflüüge-n-und 's Biseli tröste und froge: „Witt mit üs cho? Chomm, mir träged di in Himmel use, denn thuet me dir nünt meh!“

Aber 's sind halt kei Engeli cho, so lang 's Chind g'wartet hät; defür hät's öppis ganz Anders erlebt: es hät g'hört, wie zwei Manne 's Wegli uf cho und denn ganz i finer Nööchi am Bord abg'sesse sind und listli mitenand g'redt händ. Aber öppis Böses händ si mitenand abg'macht: sie welled hüt z'Nacht zur Mühli schliche und em Müller si's Hus azünde! Denn sind sie no mit böse Wörter e bizli am säbe Ort stoh b'blibe und denn witer de Berg uf und händ kei Ahnig g'ha, daß Deppert das schuuderig G'spräch g'hört hät.

Uesers Biseli aber ist uf eimol ganz ifrig worde; es hät d'Müllerslüt g'chennt und gern g'ha, wil's dört scho e paar Mol e großes Stück Brot übercho hät und emol Flade, und emol e Schööpfli und am Chlausmart warmi Finkli. Drum isch es jek, so g'schwind es hät chönne devo hinke, z'allererst uf d'Mühli zue und döt ganz erhist a'glangt. D'Frau Mülleri hät scho zum Fenster us g'sehe, daß 's Biseli ganz usg'regt ist, und gutherzig, wie si gsi ist, hät sie schnell d'Husthür usg'macht und hät 's Biseli uf der Stege scho abg'holt und denn use g'führt i d'Stube-n-ine. Döt hät si sogar 's Biseli e Wili uf d'Schooß g'no, bis es wieder ruhiger gsi ist, und erst denn hät si g'froget, warum daß es so g'schwind cho sei. 's Biseli mit finer schwere Zunge hät nu chönne b'richte: „Manne, Mühli azünde, Müni!“ Das ist der Frau Mülleri ganz heiß usg'stiege; de Müller hät erst vorher zwei Chnecht fortg'jagt im Born, wil si fuul gsi sind bi der Arbeit!

's Chind hinder de Tisch zue-me-ne Teller voll Chüechli seze-n-und de Ma go sueche, ist jek 's Erst gsi, was d'Müllersfrau thue hät. Und bald druf sind si mitenand i d'Stube-n-ine cho und händ 's Biseli nomol g'froget, und 's hät düütlich g'nickt oder g'schüttlet mit em Chopf uf die g'schickte Froge vom Müller. Und denn hät er 's Mehlg'wand abthue und de recht Rock ag'leit und ist uf d'Polizei go d'Sach ageh und Wache b'stelle-n-uf d'Nacht. Und denn ist er wieder heim und hät en Chnecht zu 's Biseli's Muetter g'schickt, go b'richte, daß 's Biseli i der Mühli übernachtet und guet versorget sei; und d'Frau Mülleri hät em Chnecht no Fleisch und Wi und Chüechli für si mitg'geh.

Und em Obed het d'Müllersfrau 's Biseli ine gut's Bett g'leit, wie's finer Lebzig no nie g'ha hät.

Aber just ist All's usb'blibe, und zwor hät me d'Liechter g'löscht im ganze Huus, daß die Uebelthäter nit merke söllted, daß do so prächtig vorg'orget sei. Im Holzschopf, wo am Huus a'baut gsi ist, sind vier bewaffneti Polizeidiener versteckt gsi. Und de Müller selber hät en

Chupferchessel über e großi azündeti Laterne g'hebet. Und vo usse hät en Chnecht de hölzig Rigel zuethue und si hinder e paar Mehlsäcke i der Kööchi gleichfalls verborge, mit ere Pistole-n-im Gurt.

Und 's Liseli's Warnig ist nit umfust gsi: Schlichige Schritt sind gege'm Schopf cho um Müni; de Rigel vom Schopf ist langsam z'ruck-g'stoße worde und denn, i der völlige Stilli, hät ein vo dene Kerli e Zündhölzli azünd't. Do deckt de Müller g'schwind si Laterne-n-ab und rüeft: „So, ihr Hallunke, händ mir eu verwütscht!“

Die sind verschrocke! Die händ zitteret, wo sie z'mol die vier Polizeimanne mit vorg'streckte Pistole g'sehe händ! Und wo si händ welle flüche, hät der ußwendig Wächter schlau d'Falle g'schlosse g'ha! Denn sind die Polizeimanne, allimol zwei uf ein vo dene Schelme zue und händ's g'feket und ihne die versteckte Pistole-n-abg'noh, und erst denn hät de Chnecht ußerhalb d'Schopfthür g'öffnet und dene Herre Husazünder de Weg freig'loh — in'n Arrest.

Beidi sind noch em Verhör i's Zuchthus cho für längi Zit.

Für 's Liseli aber ist jek en anders, e sunnehell's Lebe-n-ag'gange. De Müller und sini gueti Frau händ's ag'noh für en eiges Chind und die armi Muetter hät au chönne i d'Mühli cho und e sorgefrei's Lebe ha. I der gliche Woche no hät d'Näheri müesse cho und em Liseli e Sunntig- und zwei Werchtigröckli mache und sechs Hemdli und netti Schööpli, und de Müller ist selber mit ihm i's Dorf go zwei Paar neu Schühli chaufe. Und wil me's nit hät chönne i d'Schuel schicke, ist de Herr Lehrer alli Obed um halbi fünfi für e Stund i d'Mühli cho und hät s' Liseli geduldig unterrichtet, daß es doch ordli lese-n-und schribe g'lernt hät. Und am Romittag hät's e Stund g'lizmet a churzwilige g'ringlete Strümpfli und denn hät's chönne i d'Mühli go zueluege oder der Muetter Mülleri helpe Husg'schäftli mache oder d'Henne füttere und im Garte spile. Und Alli i der Mühli sind fründli gsi mit em, daß es wie us-ere lange Chrankheit usg'wachtet ist us sim Trüebfynn und rothi Bäckli übercho hät und e fröhlich's G'sicht wie andere Chind. Und wil's jek so nett und suber cho ist und so wackeri Beschützer g'ha hät, sind bald au Kamerädli zu ihm cho go spile mit Chochg'schierli und schöne Bäbeli, wo 's Liseli jek g'ha hät im-ene eigene Chäftli.

So ist us der böse-n-Absicht vo dene zwei Müllerschnechte 's Lebes-glück vom Liseli entstande und es hät mengsmol drüber nohg'sinnet, daß es der lieb' Gott doch am besten i'g'richt't heb, und es ist dankbar b'blibe-n-und brav und hät sine Pflögeltere z'lieb thue, was es ihne nu hät chönne a de-n-Fluge-n-abluege.

Der Bettler.

Nach dem Englischen von Elise Ebersold.

Unter Denen, die von Haus zu Haus gehend und bettelnd in den Straßen Londons ein armseliges Leben fristeten, befand sich auch ein Greis, Namens Barber Mose. Er schien sehr, sehr alt zu sein und nur hochbetagte Leute wußten sich zu erinnern, daß der zerlumpfte, tief gebückt gehende, lahme und blinde Mose, der sich an einem Stabe den Weg durch die Menge suchen mußte, ehemals kein Bettler gewesen. Diese Alten wußten von einer Zeit zu erzählen, da Barber Mose ein vermöglicher Mann gewesen, aber vermuthlich sein Erbe verschleudert und verprast, da er später bei einem Barbier und Haarkünstler in die Lehre getreten und nachher ein eigenes Geschäft errichtet hatte. Dieses ging gut; trotzdem schien er immer in der Armuth zu sein, und als später die Gebrechen des Alters ihn an der Ausführung seines Berufes hinderten, zog er sich in eine dunkle Dachkammer zurück, wo er von da an wohnte und von den milden Gaben der Barmherzigkeit lebte.

Als der alte Bettler an einem kalten Wintertage, so schnell es ihm bei seinen schwachen, zitternden Gliedern möglich war, nach seinem elenden Heim zurückkehrte, sammelte sich ein Haufen nichtsnutziger, eben aus der Schule gekommener Buben, zu allen schlechten Streichen aufgelegt, um ihn, hinderten ihn am Gehen, verspotteten ihn um seiner Lumpen und seiner Armuth willen und machten Miene, ihm ein Stück kaltes Fleisch, das er fest mit seinen blaugefrorenen, starren Fingern umschloß, zu entreißen.

Da kam ein anderer Knabe, ebenfalls ärmlich gekleidet, aber mit einem guten, unverdorbenen Herzen in der Brust; dieser nahm für den Bettler Partei gegen seine Beleidiger und geleitete Barber Mose trotz dem Schimpfen und Spottgelächter der schlimmen Rotte in seine Bodenkammer. Der Bettler dankte ihm mit warmen Worten und fragte ihn nach seinem Namen und dem Stande seines Vaters.

Der Knabe sagte, er heiße John und sein Vater sei Schlosser, dessen Schild gerade an der Straßenecke hänge. Dann verließ er den Bettler und ging heim. Kurz nachher starb Barber Mose und da stellte es sich denn heraus, daß er nicht arm, sondern ein reicher Geizhals gewesen. Er hinterließ ein Testament, das er wenige Tage vor seinem Tode gemacht und das in zwei Doppeln ganz gesetzlich abgefaßt war. Darin setzte er John Doane, den guten Knaben, der ihn gegen seine Angreifer beschützt, zum Erben seines ganzen Vermögens, das in einem

Sacke voll Gold bestand, ein. Unter dem Strohsack, der ihm so viele Jahre als Lager gedient, fand man das Geld, von dem er, so lange er lebte, sich nicht zu trennen vermocht. Der Sack enthielt 200,000 Pfund, was beinahe 5 Millionen Franken ausmacht.

Diese ganze ungeheure Summe gehörte nun rechtmäßig dem Sohne des armen Schlossers. Hoffen wir, sein Vater sei ein weiser und braver Mann, der seinen Sohn lehrt, dieses große Vermögen auf gute Weise zu verwenden.

Ihr Kinder aber mögt daraus lernen, immer freundlich und barmherzig gegen Alte und Arme zu sein und ihnen zu helfen, wo es möglich ist. Wahrscheinlich werdet Ihr dafür nicht belohnt werden, wie John Doane; aber das Gewissen in Eurer Brust wird Euch sagen, daß ihr recht gethan, und dies wird und soll stets Euer schönster und süßester Lohn sein.

„Ja, sogleich!“

Ja, ich komme gleich — ja, ich thu' es gleich!“ Das ist ein beliebtes, aber ganz schlimmes Wörtlein, von großen und kleinen Kindern. Das ist so ein artiges Mäntelchen, womit man das „lieber aufschieben“ zudeckt. Soll ich es Euch beweisen?

Da kommt Walter vom Schlittensfahren heim in's behagliche Wohnzimmer, wo die andern Geschwister schon am Tische mit den Bausteinen spielen. Die Mutter ruft aus der Küche: „Walter, zieh' trockene Strümpfe an!“ „„Ja, gleich, Mama,““ antwortet Walter, ist aber schon mit einem Knie auf dem Stuhl und haut mit. Er will zwar nur noch schnell das Fundament zu seinem Thurm legen, aber nun — mag er nicht mehr aufhören. Bald ist der Strumpfwechselbefehl vergessen; aber in der Nacht weckt ein stechendes Halsweh, in Folge naßkalter Füße, den armen Walter.

Ein ander Bild: In der Schulpause steht ein ganzer Trupp Mädchen um eine Gespielin, die laut weint. Warum? Sie hat einen langen, langen Riß im Kleide, soeben beim Fangspiel ist er entstanden. Ja, wie kann man denn ein ganzes Kleidchen zerreißen? Antwort: Es war schon am Morgen ein kleiner Riß darin, sogar von gestern her. Nach dem Frühstück sagte die Mutter: „Du hast noch Zeit vor der Schule, zieh' Dein Kleid noch einmal aus und nähe das kleine Löchlein zu, so gut Du kannst, daß es nur nicht weiter reißt. Ich habe Wäsche und kann es Dir erst am Abend ordentlich flicken.“ „„Ja, gleich, liebe

Mutter,““ sagt Köschchen, aber so recht ohne Lust, das Röcklein noch einmal auszuziehen. Und, auf ihrem Zimmerchen angelangt, nahm sie schnell ihr Märchenbuch in die Hand, um eine besonders herrliche Stelle noch einmal zu lesen, und verträumte die halbe Stunde, bis sie zur Schule rennen mußte, ohne den Besatz festgenäht zu haben. Und nun muß sie sich mit dem stark zerrissenen Kleide eindringlich schämen, vor dem Herrn Lehrer, dann vor den Leuten auf dem Heimweg, am meisten vor der Mutter.

Wieder ein ander Bild: Ein Vater will den pünktlichen Gehorsam seiner Kinder auf die Probe stellen und ruft an einem Sommermorgen in die beiden Schlafzimmer: „Aufstehen, Kinderchen!“ „„Ja, gleich, Papa!““ rufen drei Stimmen miteinander. Felix springt auf die Füße beim ersten Ruf, ebenso im andern Zimmer Dora. Louis drüben findet es noch schrecklich früh und möchte noch ein wenig warten, bis der Vater zum zweiten Male ruft. Dora aber, vom kalten Wasser schon munter und muthwillig, kommt zu Louis' Bett und spritzt dem Bruder Faulenzer Wassertropfen in's Gesicht, so daß er nun erst recht unter die Decke kriecht. In seinem dunkeln Versteck hört er des Vaters Schritte kommen und guckt ein klein wenig unter der Decke hervor. O, was muß Louis sehen! Die Hüte und Botanisirbüchsen der Kinder hielt der Vater in die Höhe gestreckt: „Wer kann gleich mitkommen?“ „„Ich, ich,““ ruft Felix. „„Jahe, spazieren! Ich bin ganz fertig, Papa!““ jubelt Dora.

„„O bitte, wartet! Nimm mich auch mit, Papa!““

„Nein, mein Kind, wir gehen gleich!
Jünglein, spielst Dir selbst den Streich:
Wer den trägen Aufschub liebt,
Hat sich selbst den Tag getrübt!“

Sinnspruch.

Auch das Kind schon hat seine Pflichten:
Ein willig Herz und ein freundlich' Gesichtchen.

Räthsel.

1.

Wer ist's? — Es ist deiner Eltern Kind und doch weder dein Bruder,
noch deine Schwester!

2.

Erst kriecht es in dem Laub,
Dann schläft es in dem Staub,

Dann, wenn's der Sommer ruft,
Schwingt froh sich's in die Luft.

Aufgabe zum Selbstreimen.

(Ein Maskensprüchlein.)

Jeß lupfed nu d'Chappe und lueged mi a,	Und d'Bleisoldate, dä prächtig —.
So en wackere, zablige Fiiürwehrma!	Und lueg, wo die goldige —,
I bi gwüß der Erst, wo zur Sprütze —,	Und d'Gottelöffel vo jedem —,
Wenn's öppe in Guerem Hüßli —;	Und 's Chagetellerli nimm i no —,
Denn stiig i i's Fenster, grad wie en —	Und em Ami fis Nest, wo do usse —,
Doch daß i ke in bi, das sieht me am —!	Und wenn i denn nümme cha d'Stegen —;
I werf Tu bloß d'Täpfl zum Fenster —	So rutsch i am Strickli vom Fenster du —.
Und d'Bluemegschierli mit sammt em —!	Undhört's denn uf brenne, so bring i Tu —
Und rette-n Tu d'Baabe-n u.'s Gumpi —,	Die grettete Sächeli, Stuck für —!

Auflösung des Homonyms in Nr. 2:

1. Flügel der Vögel; 2. Fensterflügel; 3. Konzertflügel.

Ein Briefchen an die junge Welt.

Liebe Leserlein!

Wer von Euch hat noch d'ran gedacht, daß am ersten Märzsonntag wieder ein solches Heftchen kommt? Und wer hat es schon ein bischen lieb, dies kleine Blatt? Das möcht' ich wissen und Euch Alle kennen, für welche ich in meinem alleinigen Häuslein diese Geschichten aufschreibe! Schreibt mir darum auch ein Briefchen, je bald, je lieber! Sagt mir, welches Geschichtchen Euch am besten gefallen hat; erzählt mir, wo Ihr wohnt, in welche Klasse Ihr geht, was für einen Aufsatz Ihr gerade macht! Und laßt mich wissen, was Ihr am liebsten thut in der freien Zeit, was Ihr schon erlebt und gesehen habt. Und von Euern Geschwistern erzählt mir und von Hund und Katz' und Vögelein und Kaninchen und Schildkröten und was Ihr wollt! Dann würde im nächsten Blättlein Euer eigener Name gedruckt stehen und eine kleine Antwort auf Euer Briefchen, das wäre doch lustig! Wollen wir?

Auch möchte ich gerne erfahren, wer von Euch die ersten zwei Räthsel hat lösen können und wer dieses dritte Spiel am schnellsten erräth?

Indem ich Euch hier unten die Adresse gebe, hoffe ich, daß Ihr bald gute Bekannte werdet mit

Eurer Euch herzlich liebenden

Tante Emma.

Redaktion: Emma Frei in Rorschach.

Druck und Verlag der M. Kälin'schen Buchdruckerei in St. Gallen.